



Senja Post: Wahrheitskriterien von Journalisten und Wissenschaftlern. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 2013, 244 Seiten, 39,00 Euro.

Journalismus und Wissenschaft sind fundamental unterschiedliche Berufsfelder – dies legt zumindest eine Studie der Gesellschaft für Konsumforschung (GfK) nahe (Schade 2014). Demnach können sich Wissenschaftler_innen nach der Befragung von Menschen in immerhin 15 Ländern über ein Image freuen, das fast bis in die Sphäre von Spitzenplazierten wie Piloten und Feuerwehrmännern emporreicht. Journalisten sind indes auf dem viertletzten Platz angesiedelt und lassen gerade noch Werbefachleute, Versicherungsvertreter und Politiker hinter sich. Doch so verschieden sind die beiden Branchen trotz des Statusunterschieds nicht. Beide produzieren eine Form von Wahrheit für die Gesellschaft, deren Kriterien Senja Post (Universität Zürich) in der vorliegenden Schrift eingehend untersucht hat.

Der Zeitpunkt der Veröffentlichung könnte kaum besser gewählt sein, denn neben dem Streben nach durch Objektivität legitimierten Aussagen verbindet beide Berufsgruppen ein weiteres Kriterium: Sie sind gleichermaßen in ihrer Glaubwürdigkeit bedroht. So schrieb das angesehene „National Geographic Magazine“ unlängst von einem „War on Science“, der gemeinsam von Kritikern der Evolutionstheorie, der Forschung zum Klimawandel oder auch Personen geführt werde, die die Mondlandung als Inszenierung bezeichneten (vgl. Achenbach 2015). Der Journalismus wird derweil von einigen Gruppen pauschal als „Lügenpresse“ diffamiert, was der Sprachkritischen Aktion zum „Unwort des Jahres“ 2014 sogar eine Negativ-Auszeichnung wert war (vgl. Janich 2015). Ein tieferes Verständnis des Wahrheitsbegriffs scheint also äußerst wünschenswert, um die Kontur dieser genau genommen uralten Debatte besser zu verstehen.

Wie Post in ihrem bemerkenswert klar formulierten theoretischen Teil zeigt, unterliegen Wissenschaft und Journalismus gleichermaßen internen und externen Zwängen, die der Generierung von Wahrheit im Weg stehen können. Wie die Autorin selbst anmerkt, ist ihre Darstellung an dieser Stelle schematisch (S. 35), was zu klar abgegrenzten Betrachtungsfeldern führt. Dass die Wissenschaft und der Journalismus in dieser Form wohl kaum existieren, darf im Interesse der Pionierung hier durchaus vernachlässigt werden. Der Widerstreit

von Aspekten wie Objektivität und Subjektivität, Genauigkeit und Eindeutigkeit sowie Sorgfalt und Schnelligkeit erscheinen jedoch in sehr guter Weise geeignet, um die unterschiedlichen Programme beider Professionen aufzubereiten. „Dass Journalisten sich mit aktuellen Einzelereignissen, Wissenschaftler sich mit zeitüberdauernden, allgemeingültigen Zusammenhängen beschäftigen“ (S. 18), führt zwangsläufig zu abweichenden Arbeitsroutinen.

Angesichts des hohen Präzisionsgrads der Ausführungen überrascht es, dass Post genau genommen keinen Raum auf die Definition von Journalismus und Wissenschaft an sich verwendet. Zur Abgrenzung genügen ihr stattdessen die Zugehörigkeit zur jeweiligen Berufsgruppe des Tageszeitungsredakteurs oder des Hochschulprofessors, was zwar pragmatisch, aber eben auch unkonturiert ist. Ob die erstgenannte Gruppe tatsächlich stellvertretend für den Journalismus stehen kann, müsste angesichts des stattfindenden Medienwandels und des zu beobachtenden Auflagenrückgangs der Tageszeitung aus heutiger Sicht hinterfragt werden. Hochschulprofessor_innen sind demgegenüber häufig unbefristet beschäftigt und daher mit anderen Handlungsspielräumen ausgestattet als beispielsweise der durch sie betreute Nachwuchs.

Doch hinter der vorliegenden Publikation steht ursprünglich eine Dissertation an der Universität Mainz aus dem Jahr 2012, was das Studiendesign angesichts des noch weiter zurückreichenden Vorlaufs plausibel erscheinen lässt. Ohnehin sind die Ressourcen derartiger Projekte begrenzt und dennoch von Post in überzeugender Weise genutzt worden. In einer umfangreichen quantitativen Befragung einer Brutto-Stichprobe von 500 Wissenschaftler_innen und 400 Journalist_innen kann sie tatsächlich abweichende Normvorstellungen sichtbar machen. So seien zwar beide Felder auf Objektivität, Genauigkeit und Sorgfalt ausgerichtet, jedoch durch unterschiedliche Publikationsfrequenzen und Berufssozialisierungen an graduell anderen Parametern orientiert. Bemerkenswert erscheint hier die These, dass beispielsweise Genauigkeit im Journalismus durch „ein Streben nach Gewissheit“ als Anspruch verwirklicht werde, während Wissenschaft „die Bereitschaft zu Kritik und Skepsis“ (S. 221) in den Vordergrund rücke.

In erfreulich unaufgeregter Weise verzichtet Post in ihrem Fazit darauf, die gewonnenen Positionen gegeneinander

In der quantitativ umfangreichen Befragung von 500 Wissenschaftlern und 400 Journalisten werden abweichende Normvorstellungen sichtbar.

auszuspielen. Objektivität sei ein gleichermaßen immanentes Prinzip von Journalismus und Wissenschaft, das indes zu selten problematisiert und transparent diskutiert werde (S. 229). Zu dieser Diskussion ist der Autorin ein ebenso lesenswerter Beitrag wie vielversprechender Anstoß zu einer Debatte gelungen.

Alexander Godulla, Passau

Literatur

- Achenbach, Joel (2015): *The Age of Disbelief. Skepticism about science is on the rise, and polarization is the order of the day. What's causing reasonable people to doubt reason?* In: National Geographic Magazine, H. 3, S. 30–47.
- Janich, Nina (2015): Pressemitteilung: Wahl des 24. „Unwort des Jahres“. http://www.unwortdesjahres.net/fileadmin/unwort/download/pressemitteilung_unwort2014.pdf (zuletzt aufgerufen am 15.4.2015).
- Schade, Marvin (2014): Nur Werber, Versicherer und Politiker schlechter Journalisten in der Vertrauens-Krise. <http://meedia.de/2014/10/01/nur-werber-versicherer-und-politiker-schlechter-journalisten-in-der-vertrauens-krise/> (zuletzt aufgerufen am 15.4.2015).



David Steinitz: *Geschichte der deutschen Filmkritik. Forschungen zu Film und Medienwissenschaft*. München: edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag 2015, 325 Seiten, 30,00 Euro.

David Steinitz, selbst Filmkritiker der „Süddeutschen Zeitung“, hat mit seiner Dissertation die erste umfassende Darstellung der Geschichte der Filmkritik in Deutschland vorgelegt, nachdem es bisher nur Publikationen über Teilbereiche gab. Dem wissenschaftlichen Anspruch ist es offenbar geschuldet, dass der Verfasser mit einem Rückgriff auf philosophische Definitionen von „Kritik“ beginnt. Den absolviert er allerdings im Schnelldurchgang: Kant, Hegel, Marx und Horkheimer/Adorno, mehr als ein paar Stichworte fallen da nicht. Der Ertrag bleibt für die nachfolgenden Kapitel eher gering, abgesehen von der programmatischen Bedeutung der Kritischen Theorie für die Zeitschrift „Filmkritik“. In den Hauptkapiteln zeichnet der Verfasser die Entwicklung der Filmkritik von den Anfängen bis ins digitale Zeitalter nach. Dabei geht er chronologisch vor, abgesehen von zwei nachgereichten Kapiteln über die Filmkritik in der DDR und die kirchliche Filmkritik, die zwischen die Kapitel über die Achziger- und Neunzigerjahre platziert sind.